

Die  
Antworten  
von **Barbara  
Bleisch**



Barbara Bleisch ist promovierte Philosophin und moderiert für Schweizer Radio und Fernsehen SRF die „Sternstunde Philosophie“. Zuletzt veröffentlichte sie mit Monika Betzler „Familiale Pflichten“ (Suhrkamp, 2015)

**Dietmar  
Schaefer**  
via Facebook

## Verliert ein Mensch, der schwer erkrankt oder eine Behinderung erleidet, seine Identität?

In aller Regel verbinden wir mit Identität ein stabiles Selbstbild: Dass wir uns als Personen verstehen, die für bestimmte Überzeugungen, Beziehungen und Lebensweisen verlässlich eintreten. Identität setzt also in erster Linie ein Selbstverhältnis voraus, das uns ermöglicht, die Frage zu beantworten, wer wir sind und wofür wir stehen. Führt eine schwere Krankheit dazu, dass sich eine Person plötzlich als jemand ganz anderes versteht oder ohne jeden Selbstbezug vor sich hin vegetiert, verliert sie auch ihre Identität. Dann ist sie auch nicht mehr in der Lage, ihr Leben als eine kohärente Geschichte zu erzählen. Kohärenz meint dabei nicht, dass wir uns nicht verändern könnten. Wie Dieter Thomä in seinem Buch „Erzähle dich selbst“ (1998) zeigt, muss eine Biografie kein in sich geschlossener Lebenszusammenhang sein, um von einer gleichbleibenden Identität auszugehen. Sie muss Brüche und

Scherbenhaufen jedoch sinnvoll integrieren können. Wenn wir unserem Gegenüber eine Persönlichkeitsveränderung attestieren und sagen: „Er ist nicht mehr derselbe“, bringen wir also in erster Linie unser eigenes Unvermögen zum Ausdruck, die Veränderung in das Bild integrieren zu können, das wir uns von ihm gemacht haben. Zuweilen ist diese fehlende Passung tatsächlich einer Krankheit oder einer Gehirnwäsche geschuldet. Doch manchmal müssen wir uns eingestehen, dass sich eine Person einfach verändert hat und die Dinge vielleicht gerade vor dem Hintergrund einer Krankheit einer neuen Bewertung bedürfen. Mit tief greifenden Veränderungen des Gegenübers umzugehen, ist nicht einfach. Aus diesem Grund war für Max Frisch („Tagebuch 1946–1949“) klar: Die höchste Form der Liebe besteht darin, sich vom Gegenüber gar nicht erst ein Bildnis zu machen.

**Konrad  
L.**  
via Facebook

## Warum müssen sich Konservative immer rechtfertigen?

Müssen sie dies tatsächlich? Ich glaube im Gegenteil, dass jene, die das Heimatliche und Traditionelle verteidigen, gerade Konjunktur haben. Mit Aussagen, dass die Globalisierung Lokalkolorit zerstöre oder der Fortschrittsglaube die natürliche Ordnung unterlaufe, lässt sich zurzeit nämlich ganz gut Politik machen. Konservative jedoch per se als reaktionär und kleinkariert abzutun, scheint unbedacht, denn Modernisierungskritik ist natürlich erlaubt. Nicht alles, was neu ist, ist auch besser. Allerdings dreht der Konservative die Beweislast einfach um: Wie Ulrich Greiner in seinem Buch „Heimatlos. Bekenntnisse eines Konservativen“ (2017) schreibt, muss sich für den Konservativen das jeweils Neue gegen das Erprobte rechtfertigen. An dieser Stelle ist allerdings zu bedenken, dass das Erprobte gerne jene verteidigen, die vom Status quo profitieren. Wenn Homosexuelle, Einwanderer oder Frauen auf ihre Rechte pochen, dann in den wenigsten Fällen, weil ihre Vorstellungen bahnbrechend neumodisch wären, sondern weil sie bis dahin diskriminiert wurden. Man müsste also zumindest umformulieren: Das jeweils Neue muss sich gegen das Erprobte rechtfertigen, unter der Bedingung, dass das Erprobte die Rechte aller gewahrt hat.

Moralische Dilemmata, metaphysische Zweifel oder alltägliches Staunen? Stellen Sie Ihre Fragen an Barbara Bleisch unter: [@ihrefrage](https://www.facebook.com/ihrefrage) oder [@philomag.de](https://www.philomag.de)